



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus Paris.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

er zuerst in München als eine esoterische Lehre vortrug und dann in Berlin als eine neue Fahne der streitenden Kirche aufpflanzte, dürfte von minderm Belange sein. Indessen in einer Rücksicht wäre sie doch nicht zu umgehen. Man würde hier bei der offenbar entarteten Methode manche Fingerzeige für die Fehler der Methode überhaupt finden, und die Irrwege, die sich bei einer feinern und glänzendern Bearbeitung dem Auge verbergen, leichter aufspüren.

### Aus Paris.

Der vierte Band von Verons Memoiren ist womöglich noch läppischer und unbedeutender als die bisherigen. Man erkennt nun besser den hohlen Faiseur, der wol die industriöse Charlatanerie der Zeit wohl aufgefaßt hat, aber jeden Blick in das geistige und politische Leben der Epoche entbehrt. Ein Kammerdiener irgendeines Ministers, der seine Memoiren im Vorzimmer des Empfangsaales schriebe und von Zeit zu Zeit unredlicher Weise eine Copie eines historischen Documentes in seinen Besitz brächte, könnte nicht gemeiner und nicht mehr terre à terre sein als dieser Veron. Das Inhaltsverzeichnis seiner Capitel ist das Beste am Buche und der Charivari sagt mit Recht, daß der Erfinder der Pâte Regnante auch einen neuen Diebstahl erfunden habe: „le vol au sommaire.“ Man hat behauptet, Jean Paul habe seine Einfälle, Vergleiche und Aphorismen in einen Hut geworfen, um sie dann in gefälliger Reihe zu benutzen, in den Verlauf seiner Erzählungen oder Abhandlungen einzuflechten; Veron scheint die wenigen Briefe und inediten Anekdoten, in deren Besitz er ist, ebenso durcheinandergeworfen zu haben, um sie dann eingerahmt in unausstehliches altes Ahnengeklatsche wiederzugeben. Seine Bornirtheit in politischer Beziehung haben wir längst gekannt, wir hatten aber noch immer geglaubt, daß die originelle geistreiche Weise, mit der einige Artikel des Constitutionel abgefaßt waren, sich auch in diesem Werke nicht verleugnen werde. Wir hatten vermuthet, Veron werde uns über das Theaterwesen, über seine häufige Begegnung mit den Schriftstellern und Künstlern der Zeit interessante, wenigstens pikante Mittheilungen machen. Nichts von alle dem. Dort, wo ihn die Anekdote verläßt, läßt ihn auch sein Geist im Stiche. Wir wüßten auch nicht eine einzige seine Beobachtung ihm nachzuerzählen. So enthält das fünfte Capitel nebst Anekdoten, Wiederholungen und langweiligen Auseinandersetzungen über Louis Philipp und die Staatsmänner seiner Zeit, neben einer platten und geschäftlichen Erzählung der Geschichte des Constitutionel, die ein Pächter geschrieben haben könnte, auch ein Capitel über Fräulein Rachel. Wir erfahren darin, welche die vorzüglichsten Tragödinien der französischen

Bühne gewesen seit Ludwig XIV., welche Rollen Fräulein Rachel gespielt und daß sie bis zum Jahre 1852 nahezu an vier Millionen Einnahmen gemacht hat. Er citirt Lafontaine und Voltaire, er versucht eine kritische Beurtheilung dieser Schauspielerin und sucht sein Urtheil durch ein paar paradoxale Bemerkungen aus einem der neuesten Feuilletons von Jules Janin zu bestärken. Sein Urtheil ist natürlich das aller Welt. Dann verspricht er uns über Rachels Persönlichkeit ungekannte Mittheilungen zu machen, und wir erfahren, mit wem sie gespeist, welche große spanische Familien sie eingeladen und wie kokett sie nach dem Beifalle eines jeden hasche; daß sie freigebig und geizig zugleich sei — daß sie auf einer Tournee in Frankreich in drei Monaten sechzigmal auftritt und in einem Bette in ihrem Wagen schläft. Er erzählt nun, daß sie bei Madame Recamier vor dem Erzbischofe von Paris eine Stelle aus der Athalie von Racine hergesagt, nachdem sie sich geweigert, ihre Rolle aus Corneilles Polyeucte vor ihm zu declamiren. Herr Veron theilt nun auch mit, daß bei Gelegenheit eines Zwistes er die große Schauspielerin „canaille“ durch die Zähne murmeln hörte. Als er ihr bei der Versöhnung Vorwürfe über diesen Ausruf machte, erwiderte sie: „Plaignez-vous encore ce n'est que depuis que vous êtes de la famille.“

Wir erfahren auch, daß Dr. Verons Salon der erste gewesen, den die berühmt gewordene Schauspielerin betreten und wie ihr Graf Molé Complimente darüber gemacht, daß sie die Erhalterin der französischen Sprache sei. Rachel verbeugte sich bescheiden und rief aus: „Moi qui ne l'ai jamais apprise!“ Veron fügt hinzu, daß auf beiden Seiten große Uebertreibung liege. Ich glaube aber, daß Mlle. Rachel zu jener Zeit bescheiden die Wahrheit gesprochen. George Sand erzählte vor mir einiges aus dem Leben dieser Schauspielerin, das mich in dieser Ansicht bestärkt. Als sie in früherer Zeit mit ihrem Lehrer Samson vom französischen Theater eine Rolle einstudirte, sagte ihr dieser: „Sehen Sie denn nicht, mein Fräulein, daß der Dichter hier vorschrieb: avec courroux?“ Was ist denn das? fragte Mlle. Rachel. Samson sah sie betroffen an und rief endlich aus: „il faut bisquer“ (gemeiner Ausdruck für erzürnen) und Rachel brachte gleich den gehörigen Ausdruck in die Phrase. Seither mag die Tragödin allerdings Fortschritte in der französischen Sprache gemacht haben. Für ein Talent wie Mlle. Rachel ist das kein Wunder und nach Jacotot müßten die Schauspieler, die so viele Rollen auswendig lernen, nicht bloß die Sprache gut wissen, sondern auch gute Stücke schreiben können. Ob Fräulein Rachel sich in dramatischen Leistungen versucht, kann ich nicht sagen, aber ich habe mehre Briefe von ihr gelesen, die ziemlich gut geschrieben sind. Fräulein Rachel studirt ihre Rollen auch nicht wie eine gewöhnliche Schauspielerin, sie copirt sie meist mit eigener Hand, macht an jeder wichtigen Stelle Anmerkungen und zieht Sachverständige zu Rathe. Aus dieser Methode

ergab sich nothwendig auch manches Uebel. Die Effecte sind oft gesucht und deren Absichtlichkeit zu deutlich. Das ist alles, was uns Veron über Fräulein Rachel zu sagen weiß, mit der er seinem eignen Geständnisse gemäß seit 14 Jahren vertraulichen Umgang pflegt. Der erbärmlichste Pamphletist hätte ein besseres Bild von seiner Heldin entworfen und es gibt längst vergessene Biographien und kritische Abhandlungen über die Rachel zu Duzenden, die eingehender und auch interessanter sind als dieses Capitel der Veronschen Memoiren.

Der gegenwärtige vorlezte Band bringt mir einen Mann ins Gedächtniß, der jüngst gestorben ist, und ich will die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ein Wort über ihn zu sagen. Veron spricht von der Angelegenheit der Herzogin von Berry und ihrem Verräther Deuz, der, wie Veron mittheilt, in Amerika im Glende gestorben ist, nachdem er seinen Judaslohn im Kartenspiele verloren hatte. Deuz Verrath scheint durch die kluge Unterhandlung des damaligen Polizeiinspectors Foudras um 500,000 Franken erkaufte worden zu sein. Dieser Foudras war ein eigenthümlicher Kauz. Er begann seine Carriere als subalterner Polizeibeamter unter dem Kaiserreiche. Unter der Restauration, während des Ministeriums Decaze, wußte er sich die Gunst dieser Staatsmänner zu erwerben und erhielt die Stelle eines Generalinspectors der Polizei. Nicht lange darauf stellte ihn der damalige Postdirector an die Spitze des sogenannten „schwarzen Cabinets“, dem er auch bis zum Ministerium Martignac vorstand, zu welcher Zeit diese allzu neugierige Anstalt aufgehoben wurde. Natürlich blos die Anstalt, denn seither hat alles Fortschritte gemacht und jetzt bedarf es keiner Camera obscura mehr, die Briefe werden bei Sonnenlicht ohne alle Scheu geöffnet. Damals hatte man noch einige Scheu und die Mitglieder dieser sphragistischen Maurerloge wußten ihr Handwerk so geheim zu halten, daß noch heute die wenigsten wissen, daß einer dieser Freimaurer der Polizei Sitz und Stimme in der Akademie der Wissenschaften habe. Herr Foudras beweinte den Tod seiner Lieblingsanstalt und suchte sich in der hohen Polizei zu trösten. Die Julirevolution fand ihn in dieser Stellung und ließ ihm dieselbe, denn die Polizeibeamten und Diplomaten hängen sich wie Katzen an die Häuser, in denen sie sich eingewohnt haben und nicht wie die Hunde an die Personen. Herr Guizot, der vielleicht seine guten Gründe hierzu hatte, machte aus Foudras sogar einen Staatsrath. Erst die Februarrevolution gab ihm dem Privatleben wieder. Foudras hatte sich für gute, verschiedenen Souveränen und Regierungen geleistete Dienste ein hübsches Vermögen erworben und er konnte in angenehmem Wohlstande sein Leben verbringen. Die Polizei war aber seine Leidenschaft und er betrieb seine Kunst auf eigne Faust zu seinem Privatvergnügen. Winter und Sommer schon um sieben Uhr Morgens auf den Beinen, begann er seinen Rundgang bei verschiedenen Staatsmännern

und sonstigen bekannten Persönlichkeiten, mit denen er einen förmlichen Neuigkeitstauschhandel etablirte. So besuchte er Rothschild, Basquier, Molé, Guizot, den Herzog von Decaze u. s. w. Er brachte jedem seine Ausbeute des Tages und diese wuchs wie eine Lawine bei jeder Visite, die er machte. Foudras verstand sich nicht auf Politik und er wußte oft selbst nicht den geheimen Sinn seiner Mittheilungen. Sein Hauptspas war es aber, unter allerlei Verkleidungen sich in den Kneipen und sonst unter das Volk zu mengen und es auszuhorchen. So rectificirte er oft die Berichte der ordentlichen Polizeienten und leistete allen Regierungen seit Ludwig Philipp manchen uneigennütigen Dienst. Er starb wie ein General auf dem Schlachtfelde. Einige Momente vor seinem Tode soll er ausgerufen haben: „nun werde ich endlich erfahren, was da drüben vorgeht!“ —

### Das Glücksspiel in deutschen Bädern.

Die reiche Auswahl von Heilquellen, welche unser Vaterland schmückt und ihm eine so außerordentliche Anziehungskraft für Ausländer verleiht, wird wahrhaft entstellt durch die daneben hergehende Erscheinung der Glücksspiele. Man ist so sicher, da wo ein Bad ist, alsbald auch ein Roulett oder einen Pharaotisch anzutreffen, daß man nicht recht mehr weiß, ob die Heilquelle oder das Spiel eigentlich die besuchtesten Bäder bevölkert. Das fröhliche Jahr 1848 hatte diesen Drachen in den finstersten Winkel seiner Höhle zurückgeschleucht und die von zahllosen Parteiungen zerrissene deutsche Nationalversammlung war zum ersten Mal einig an dem Tage, als sie über sämtliche Spielhöhlen in Deutschland den Stab brach. Erst die siegende Reaction von 1850 hat sie überall ihre giftigen Abgründe wieder öffnen lassen. Indessen machen sie von ihrem Triumph einen so unmäßigen Gebrauch, daß man mit einiger Sicherheit voraussagen kann, es wird ihnen dies Mal trotz des wiederauferstandenen Bundestages den Hals kosten. Hat doch jeder deutsche Staat ohne Ausnahme dazu in seiner eignen Gesetzgebung die dringendste Aufforderung. Alle unsre Staaten von Preußen bis Waldeck verbieten das Glücksspiel und lassen den Uebertreter durch die Strafgesetze mit harter Strafe bedrohen. Nichtsdestoweniger halten einige dieser Staaten das Glücksspiel für etwas sowenig Verwerfliches, daß sie es an den besuchtesten Orten ihres Gebiets im größten Maßstabe gestatten, sobald nur der Unternehmer ihren Fiscus gehörig bedacht hat. Ein solches Verhältniß kann in dem Jahrhundert der Ausgleichung aller Rechte und der mit der Sittlichkeit zusammenfallenden Staatsklugheit keinen Bestand haben.